

# Mein

Von Cathrin Schmiegel  
Fotos: Helena Lea Manhartsberger

# erstes

Jeder Anfang birgt etwas Ungewisses.  
Für manche ist das prickelnd,  
andere bestimmt die Angst.  
Fünf Menschen erzählen, wie es  
sich anfühlt, Neues zu wagen.

# Mal...

Das neue Semester fühlt sich an wie ein dunkler Raum. Niemand, der in diesen Tagen hineinstolpert, weiß, wie es werden wird. Die Vorsätze sind gut, die Erwartungen hoch. Neue Kurse, neue Professoren – auch neue Erkenntnisse? Neue Begegnungen? Keiner kann sagen, ob sie sich stoßen werden und woran. Das Herz wird schneller schlagen, Adrenalin durch den Körper pumpen, vielleicht Lampenfieber aufsteigen.

Das neue Semester könnte für viele einfach ein »Weiter so«, sein, gerade jetzt, im Sommer, wo deutlich weniger Studienanfänger an die Hochschulen strömen als im Winter. Für die allermeisten wird dieses Semester wohl auf den ersten Blick nicht

den Zauber des Neuanfangs bringen – ausgezogen? Sind sie schon. Die ersten Studi-Partys gefeiert? Haben sie schon. Stattdessen wohl: vor sich hin studieren, Teil zwei. Muss aber nicht.

Natürlich sind sie keine Kinder mehr, die automatisch jeden Tag etwas Neues lernen und über sich hinauswachsen. Doch auch mit 20 – sogar mit 25, 30, sogar als Rentner – können sie Dinge zum ersten Mal tun. Eine neue Sportart lernen, einen lang gehegten Traum erfüllen, einen neuen Weg einschlagen, eine Mutprobe wagen, eine Sprache lernen, ein fernes Land bereisen, ein unbekanntes Gericht probieren oder auch nur ein Gespräch mit einem Fremden führen. Das kann schwierig wer-

den, ungewohnt, verunsichernd. Oder prickelnd, zauberhaft, magisch. Oder alles zusammen. Um das herauszufinden, müssen sie sich nur trauen.

Einen Anfang, schreibt der Schweizer Philosoph Emil Angehrn, könnten die Menschen unterschiedlich wahrnehmen. Vielleicht als eine herrschende Gewalt, die plötzlich auf sie einwirkt wie ein Zwang. Oder schöner: als einen Freiraum, der sich plötzlich für sie öffnet – oder als Möglichkeiten, die sich ergeben. Goethe ließ seinen Faust einmal sagen: »Im Anfang war die Tat.«

Diese Titelstrecke erzählt fünf Geschichten von Menschen, die etwas Neues wagten – und dabei fürs Leben lernten.

## ... auf der ganz großen Bühne stehen

Deutsche Oper Berlin, Licht fällt durch große Fenster ins Übungsstudio, Sommer 2017, der Tag, an dem bekannt gegeben wird, welche drei Tänzer den Romeo tanzen werden.

»Es ist das Ende einer langen Saison, meiner ersten beim Staatsballett Berlin, in der ich fünf Stücke getanzt habe, Nebenrollen in »Der Nussknacker«, in »Schwanensee«, in »Dornröschen« und mehr. Ich gehe auf dem Zahnfleisch.

Zwei Tänzer haben mir gerade gratuliert.

Wozu? Ich wollte nicht wie ein Idiot dastehen und zugeben, dass ich keine Ahnung habe. Ich lachte lieber und sagte: »Danke.«

Dann sehe ich es auch. Da, am schwarzen Brett, steht mein Name, da steht er neben dem von Marian Walter, einem Superstar. Ich habe die Rolle des Romeos. Noch nie habe ich eine Hauptrolle getanzt.

Das ist unglaublich, eine einmalige Chance, eine Ehre. Aber ich kann das nicht. Kann ich das absagen? Wie kann ich das absagen? Ich klinge verrückt. So viele Gedanken in nur vier Sekunden. Ich will die Rolle unbedingt. Um alles in der Welt will ich den Romeo tanzen. Er ist so vielschichtig, die Charakterisierung schwierig, er ist arrogant und ignorant, ausgelassen, töricht, aber auch romantisch, selbstlos.

Ich muss die Angst beiseiteschieben, sie hält auf, provoziert Fehler schon bei dem kleinsten Anflug davon. Wie da-



mals beim Australian Ballet, als ich bei einer Aufführung viermal fiel, weil ich meine Nervosität zuließ. Damals dachte ich mir: Jetzt hast du den schlimmsten Auftritt deiner Karriere hinter dir. Dann kam ich darüber hinweg. Wen außer dir hat das schon interessiert?

Tanzen ist wie eine Sprache. Ich habe der Welt schon oft bewiesen, dass ich sie spreche. Erst sind die Schritte Fragmente, dann fließen sie ineinander zu einer einzelnen Bewe-

gung. Wenn ich das Stück dann tanzen werde vor Publikum, werde ich hinterher dieses König-der-Welt-Gefühl haben.

Ein Tänzer muss rausgehen, sich fast in die Hose machen vor Nervosität, um sich lebendig zu fühlen.

Ich habe Angst vor der Rolle des Romeos. Aber es macht mir mehr Angst, niemals zu erfahren, ob ich sie tanzen kann.«

*Der Australier Cameron Hunter, 26, tanzt, seit er 14 Jahre alt ist. Im Staatsballett Berlin wird er im April in »Romeo und Julia« zu sehen sein – als Romeo. Es ist sein erster Auftritt in einer Titelpartie.*

## ... für ein EM-Tor laut bejubelt werden

Taime Kuttig war 14 Jahre alt, als die Schatten fast die ganze Welt um ihn herum verschluckten. Die Krankheit, Retinitis Pigmentosa, nahm ihm die Sehkraft – und den Traum, Profifußballer zu werden. Taime würde nie für die deutsche Nationalmannschaft spielen, geschweige denn, von Tausenden Fans für ein Tor bejubelt werden. Davon war er lange Zeit überzeugt. An einem Freitag, dem 18. August 2017, erfüllte sich sein Traum dann doch.

Taime sitzt in einem Café am Dortmunder Hauptbahnhof, gleich beginnt sein Training bei der Borussia, und erzählt, wie er Fußballer werden konnte, ohne zu sehen. Es begann mit einem Spiel vor etwa zehn Jahren, Stuttgart gegen Marburg, da schossen die Spieler einen klingelnden Ball über den Platz, wie es im Blindenfußball üblich ist. Nur die beiden Torhüter konnten sehen. Den anderen riefen Mitspieler und Guides zu, wie weit das Tor entfernt war oder wohin sie sich bewegen sollten. Taime stand als Zuschauer auf der Tribüne, einer von 1000, er erkannte nur Schatten, hörte den Spielverlauf. Und dachte: »Das kann ich auch.«

Kurz vorher hatte er begonnen, in der Schule zu trainieren, bei einer Blindenfußballmannschaft. Anfangs rollte er einem Partner den Ball am Boden zu, sitzend, mit den Händen. Bald kickte er, wurde besser, wurde aufgenommen in ein Trainingsprogramm für die wirklich Guten und das Marburger Bundesliga-Team. 2012 schaffte er es in die Nationalmannschaft. Sein erstes Spiel, ein Freundschaftsspiel gegen Frankreich, war eine Katastrophe. Die Gegner liefen



schneller, zu schnell. Taime krachte gegen die Bande, sein Fuß steckte fest.

Doch er trainierte und lernte und ließ bald den Ball so schnell und eng zwischen den Innensohlen tanzen, als wirkten dort Magnete. Bei der ersten Europameisterschaft, in Loano, Italien, wurde Taime mit den Deutschen vierter. Bei der dritten, am 18. August 2017, in Deutschland, erreichte er den persönlichen Höhepunkt seiner Karriere.

Regen fiel auf den Kunstrasenplatz am Anhalter Bahnhof in Berlin. Das Eröffnungsspiel, Deutschland gegen Ita-

lien, lief seit drei Minuten. Plötzlich stand Taime acht Meter vor dem Tor, eine Dunkelbrille auf dem Kopf, um auch die letzten Schatten vor seinen Augen zu tilgen. Freistoß. Die Rufe der 2200 Zuschauer verstummten für ihn. Noch nie hatte er vor so vielen Leuten gespielt. Er nahm Anlauf, ein, zwei Schritte, traf den Ball, den er nicht sehen konnte, mit der Innenseite des rechten Fußes. Quälende Sekundenbruchteile Stille. Dann hörte er, wie der Ball im Netz klingelte, und die Menschen, die seinen Namen jubelten. »Magisch«, sagt er.

*Taime Kuttig, 25, verlor schleichend sein Augenlicht. Heute spielt er bei Borussia Dortmund und der deutschen Nationalmannschaft im Blindenfußball, wo sie ihn den »Turbodribbler« nennen, weil er so schnell wie kein anderer über den Platz jagt.*

## ... Menschen heilen

»Ich weiß noch, dass die Mutter dunkle Ringe unter den Augen hatte. Nächtelang war sie wach geblieben. Ihre Zwillinge, zwei Jungs, 18 Monate alt, lagen in dem Krankenhausbettchen auf dem Bauch, Nasenbrillen für die Sauerstoffzufuhr auf dem Gesicht. Sie atmeten schwer. Winzige Häufchen Elend. Sie waren Patienten auf der Station I3 im Altonaer Kinderkrankenhaus in Hamburg. Und die Ersten, für die ich mitverantwortlich war. Ich leistete gerade mein Praktisches Jahr ab.

Die Zwillinge litten an »obstruktiver Bronchitis«, in der Regel aufgrund eines viralen Infekts, bei dem sich die Bronchialschleimhaut entzündet und die Atemwege verengen. Das erzählte die Stationsärztin, die mich betreute. Das ist nicht ungewöhnlich bei Kindern. Aber wird die Bronchitis nicht therapiert, kann sie chronisch werden.

Ich war nervös, als ich mich der Mutter vorstellte als diejenige, die ihre Kinder behandelt. Dann musst du Initiative ergreifen, souverän wirken. Vorher kannte ich Krankheiten vor allem aus Büchern. Da waren sie Checklisten mit Symptomen und Behandlungsmethoden, die ich fürs Staatsexamen lernte, ein halbes Jahr lang, sechs Tage die Woche. Bis nichts mehr in den Kopf passte. Da war eine Erkrankung etwas Abstraktes, bei dem man Kästchen ankreuzen musste.

Doch an diesem Vormittag war plötzlich alles real. Ich griff nach meinem Stethoskop, ging im Kopf durch, was ich in meinem Studium gelernt hatte. Nur nichts vergessen, dachte ich. Ich machte einen Auskultationsbefund, hörte also ihre Lungen ab. Da hörte ich das expiratorische Giemen: ein hel-



les Pfeifen. Außerdem atmeten sie zu lange aus, weil ihre Bronchien so verschleimt waren. Einer der Jungs war total dehydriert. Wir haben ihn an den Tropf angeschlossen und den beiden Medikamente zur Weitung der Bronchien und zwei Liter Sauerstoff verabreichen lassen, damit sich die Sättigung in ihrem Blut normalisiert. Die Lunge kann nicht gut heilen, wenn die Sättigung unter 90 Prozent liegt, 100 sind optimal. Erst wenn sie eine Nacht lang ohne die zusätzliche Sauerstoffzufuhr auskommen, dürfen sie nach Hause. Eine Woche habe ich

nach den beiden gesehen. Jeden Tag konnte ich den Sauerstoff reduzieren, jeden Tag ging es den Kleinen besser. Am zweiten Morgen saßen sie in ihren Bettchen, am dritten brabbelten sie, am vierten wollte einer mein Stethoskop klauen. Alle lachten, die Jungs, die Mutter, ich. Die Stationsärztin und der Oberarzt haben mich gelobt. Dann kam der letzte Tag. Ich öffnete die Tür. Die Mutter kam mir entgegen: »Wir haben die ganze Nacht keinen Sauerstoff gebraucht.«

Da konnte ich den Satz sagen, der am schönsten ist in meinem Beruf: »Sie dürfen mit ihren Kindern nach Hause.«

*Nora Langenbach, 29, hat Medizin studiert und bewirbt sich um eine Assistenzarztstelle in der Pädiatrie. Sie liebt es, wie ehrlich die Kinder sind. Dass sie weinen, wenn ihnen etwas wehtut, und lachen, wenn alles in Wahrheit doch nicht so schlimm ist.*

## ... einen Saal voller Menschen das eigene Lied singen hören



**Wenn du deine Songs schreibst, musst du immer wieder etwas Neues entwickeln, das die Fans überrascht. Ist das schwierig?** Es geht mir nicht darum, mich immer neu zu erfinden. Ich will ein Gefühl in den Menschen auslösen. Manchmal mach ich drei Songskizzen und schmeiß alles weg. Wenn ich im Studio stehe, ein bisschen rumsinge und zwei Tage später immer noch einen Ohrwurm davon habe, denke ich mir:

Das könnte was sein. **Wann hattest du das Gefühl das letzte Mal?** Bei meinem aktuellen Song »Bordeaux«, daran habe ich eineinhalb Monate gearbeitet, bis alles glattgebügelt war. Name und Thema kamen von meinem Bühnenausfit. Für die »Einzimmervilla«-Tour haben wir auf dem Berliner Ku'damm ein bordeauxfarbenes Sakko besorgt, ein geiles Teil. Die Leute erkennen es wieder. **Was passiert, wenn du es vor einer Show anziehst? Wirst du nervös?** Die Angst zu verkacken, habe ich nie. Ich bin eher positiv aufgeregt. Wenn ich hinterm Vorhang stehe und die Leute tuscheln, kriege ich richtig Bock. Vor allem bei kleinen Shows, wie im »Bi Nu« in Berlin vor 550 Leuten. Da geht der Beat an, und die Leute springen von der ersten Sekunde an. Und wenn dann der ganze Raum mitsingt bei »Ein Zimmer«, was ja ein Lovesong ist, ist das ganz schön krass. **Wie war es, das erste Mal dich selbst rappen zu hören?** Ich war zwölf, als ich mit meinen Freunden zum

ersten Mal Musik aufgenommen habe. Wir hatten ein Mikro für zwölf Euro, das konnte man in einen Laptop einstöpseln. Meine eigene Stimme rappen zu hören, das war komisch, aber auch ziemlich cool. Ich hab mich schnell daran gewöhnt. Seitdem haben wir Musik gemacht wie die Wilden. Ich hatte schnell 500 Beats. **Klingt wie ein Rausch.** Ja, das kann man so sagen. Richtig ernst

wurde das aber erst 2012. Meine Tante starb innerhalb weniger Wochen an Krebs und ein Bekannter an den Folgen einer Mandel-OP. Da dachte ich: Wenn ich übermorgen sterbe, will ich nicht die ganze Zeit nur so kacke in der Schule gegessen haben. Ich wusste: Alles außer Musik ist Quatsch.

*Andac Berkan Akbiyik, 27, singt und rappt unter dem Namen BRKN auf Deutsch, seine Musik wird hochgelobt von Kollegen wie Sido und Alligatoah, zuletzt veröffentlichte er sein zweites Album »Einzimmervilla« und tourte mit Prinz Pi.*

## ... ein Tier erschießen

Sie wird ihn nie vergessen, diesen heißen Abend im Juni vor drei Jahren, als sie das erste Mal auf ein Tier schoss. Gerade hatte sie ihren Jagdschein gemacht. Doch noch nie war sie mit Waffe draußen gewesen, hatte nie etwas erlegt. Doch an diesem Abend sollte es anders sein.

Mit einem befreundeten Jäger fährt sie in sein Revier, Schwäbische Alb. Er leiht ihr sein Gewehr, sie hat kein eigenes. Als sie das erste Mal anlegt, fühlt es sich gut an. Passend, irgendwie. Sie laufen über Schotterwege zum Hochsitz, eine Viertelstunde lang, klettern die Leiter hoch. Der Wald liegt hinter ihnen, vor ihnen eine Wiese, links davon Wacholdersträucher. Es dauert keine fünf Minuten, da stakst ein Rehbock aus dem Wald.

Der erfahrene Jäger schaut durch sein Fernglas, wägt ab, wie alt das Tier ist, ob es guten Nachwuchs bringen oder eh bald sterben wird. Ihr Herz rast. Da sagt er: »Ja. Du kannst schießen.« Sie weiß, sie muss das Tier von der Seite treffen und durch den Brustraum hinter das Schulterblatt, damit die Kugel durchgeht. Der Bock würde ausbluten, es wäre schnell vorbei mit ihm.

Dann legt sich das Tier ins Gras. 20 Minuten lang vielleicht, eine gefühlte Ewigkeit. Sie spürt die Spannung aufsteigen, sie denkt: »Bitte steh nicht wieder auf.« Vielleicht ist sie noch nicht so weit. Doch das Tier tut ihr den Gefallen nicht, es stemmt sich hoch.



Sie legt an, der Schaft des Gewehrs fühlt sich plötzlich viel zu lang an, sie denkt: »Kann ich wirklich ein Lebewesen töten?« Sie beschwört Bilder herauf, von Massentierhaltung, von Kühen, die nie Tageslicht sehen. Sie sagt sich: »Wenn du Fleisch isst, dann auf eine faire Art.«

Sie wird ruhig. Sie schaut durch das Zielfernrohr, heftet das Fadenkreuz hinter das Schulterblatt des Tieres.

Sie drückt ab. In dem Moment springt der Bock weg, verschwindet im Wald. »Scheiße«, denkt sie. Bestimmt hat sie ihn verwundet. Und das beim ersten Mal. Nicht gut.

Zehn Minuten wartet sie auf dem Hochsitz, sonst könnten andere Tiere den Schuss mit Gefahr verbinden. Dann klettert sie mit dem anderen Jäger herunter. Überall klebt rosafarbenes Blut, ein gutes Zeichen. Es bedeutet, dass sie richtig getroffen hat. Kurz darauf findet der andere den toten Bock im Unterholz. Er ist 18 Kilogramm schwer. Sie ist erleichtert: Das Tier musste nicht leiden.

*Sophia Lorenzoni, 25, ist Volontärin bei der »Deutschen Jagdzeitung« und Jägerin. Wenn sie Fleisch essen will, geht sie in ein Jagdrevier in Nassau, Rheinland-Pfalz, erlegt ein Stück Wild, bricht es auf und bereitet es sich zu. Carpaccio zum Beispiel.*